

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 11

Artikel: Zeit ist Geld - oder mehr?
Autor: König, Friedrich-Wilh.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670923>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zeit ist Geld — oder mehr?

von Friedrich-Wilb. König

Ich möchte Ihnen, meine Leser, von einer Mangelware erzählen. Von den vielerlei Mangelwaren, deren brennenden Wert uns die Notzeiten lehrten und deren Gewicht wir heute wieder schnell und vielleicht allzuschnell vergessen haben, sei hier nicht die Rede. Die Rede aber sei von einem gewissen uns Menschen von heute verbindenden Zug, der allen, Arbeitgebern und -nehmern, Männern und Frauen, alt und jung eigen ist.

Nicht wahr, auch Sie kennen ihn, jenen vielbeschäftigten Mann, dem die Bürostunden nicht reichen und der seine Mappe mit nach Hause bringt und nach dem schweisssamen, zergrübelten Abendbrot öffnet und sich mit Rotstift und Kugelschreiber in seinen Bilanzen vergräbt. Abend für Abend. Und der den bittenden, fordernden, verzweifelten und schliesslich stummen Blick seiner Ehegefährtin nicht sehen darf und nicht sehen will und schliesslich auch nicht mehr sieht.

Sie kennen auch jenen anderen einflussreichen Mann, von dessen gewichtigem Wort, von dessen Entscheidung, Befehl und Wink viel, allzuviel abhängt, dessen Telephon- und Telegrammgebühren den Monatslohn eines seiner Angestellten übersteigen, und der die unbedachte Bitte seiner Frau nach Ausspannung und Ruhe mit einem Achselzucken und mit dem Hinweis auf die nächsten politischen und wirtschaftlichen Wochenendkonferenzen beantwortet. Sie kennen ihn und haben ihn vielleicht gelegentlich um seinen schweren Wagen beneidet. Sie kennen auch seine Sekretärin, die noch nach Geschäftsschluss hinter dem Stenogrammblock sitzt, vornübergebeugt, ermattet und wieder erfrischt — wie sie meint — durch Nescafé und Zigaretten und zu später Stunde zu ihrer Mutter und ihrem Jungen zurückkehrt, erschöpft und mit einem matten Lächeln für den kleinen Schläfer, dem sie über den Haarschopf streicht.

Sie kennen auch jenen anderen schlichten Mann, von welchem Richard Dehmels halb vergessenes und doch so aktuelles Gesicht «Der Arbeitsmann» berichtet:

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,
mein Weib.

Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit,
und haben die Sonne und Regen und Wind,
und uns fehlt nur eine Kleinigkeit —
um so frei zu sein, wie die Vögel sind:
nur Zeit!

Und die zweite und dritte Strophe:
Uns fehlt, um so schön und so kühn zu sein,
wie die Vögel sind:
nur Zeit!

Das ist jener Zug, der uns alle, Arbeitgeber und -nehmer, Männer und nun auch Frauen, insgeheim verbindet: die *Zeitnot!* Die *Mangelware Zeit!*

Das Dehmelsche Gedicht war einst eine soziale Anklage. Die sozialen Voraussetzungen, unter denen es entstand, sind heute vergessen. Und dennoch haben diese Verse eine unerhörte Aktualität. Natürlich haben wir heute unser Gesetz, das unsere Arbeitszeit regelt und schützt. Wer unsere heutigen Arbeitsbedingungen etwa vor hundert Jahren geahnt und unvorsichtigerweise zum Besten gegeben hätte, wäre in nicht wenigen Ländern als Revolutionär recht derb behandelt worden. Und wenn wir einen Industriearbeiter vor hundert Jahren in unsere Lebensbedingungen einweihen könnten, so würde er uns vielleicht kopfschüttelnd entgegenhalten: «Was wollt ihr denn noch? Da ist für Alter, Krankheit, Schwangerschaft, für die Sonn- und Feiertage bestens gesorgt! Und nächstens dürfte wohl die Vierzigstundenwoche kommen! Hand aufs Herz! Habt ihr noch Grund zur Klage?»

Wir werden nachdenklich bei dieser Antwort und können diese Gründe nicht entkräftigen. Sie stimmen Punkt für Punkt. Und dennoch — stimmt hier etwas nicht! Wir haben viele zeitsparende Dinge: atemberaubende Expresszüge, überschallgeschwinde Flugzeuge und rasende Automobile, die frühere Entfernungen zu einem Nichts zusammenschrumpfen lassen. Aber zu den unerfüllten Hoffnungen, die uns die Technik weckte, gehörte einst der Zukunftstraum: Wir Menschen würden durch diese einzigartigen Verkehrsbande leibhaftig miteinander verbunden werden! Und haben doch erfahren: Je schneller wir kraft unserer heutigen Verkehrsmittel zueinander gelangen können, desto weniger Zeit haben wir füreinander. Wir haben Zeit gewonnen. Wer aber weiss, wo diese gewonnene Zeit, dieser Ueberschuss, dieser Reingewinn geblieben ist? Bei allen anderen Bilanzen achten wir auf jeden Posten und geben Rechenschaft über seinen Verbleib. Nur wenn wir



Lüneburg

Der Barockbau des Kaufhauses und der um 1300 erstellte, ausgediente Kran am Stintmarkt

fragen, wo eigentlich die ersparte Zeit, die wir gewonnen haben, geblieben ist, dann, ja, dann wissen wir es nicht.

Denn alles Gewonnene und Ersparte wird durch neue Pflichten, neue Arbeit, neue Pläne und neue Hetze eingeholt und überholt. Wir haben mit immer genialeren Mitteln Stunden, Minuten und schliesslich Sekunden gewonnen. Und wir sind heute — sagen wir ganz offen! — dem Aufstand dieser Mittel erlegen. Wir haben uns selbst motorisieren lassen! Der hämmernde Viertakt der Motoren wurde auch unser eigener Pulsschlag. Wir atmen, wir denken, wir planen in der Hetze, im Tempo des mechanischen Motors. Nicht mehr wie Menschen, sondern wie Maschinen, Motoren. Mit dem herrschenden technischen Verkehr endet unser menschlicher Verkehr, besonders im Gedränge, Gehaste und Geschiebe unserer Eisenbahnen, Strassenbahnen und Autobusse. Da wird uns der andere, der Mit-

mensch, zum Hindernis, dem wir ja keine Zeit mehr einräumen wollen und den wir am liebsten umgehen und meiden.

Aber nicht nur das *Verkehrstempo* trägt die Schuld daran, dass wir keine Zeit mehr für uns selbst und für andere haben. Da ist auch das *Arbeitstempo* und unsere Ueberschätzung der Arbeit. Ist nicht vielen unter uns die Arbeit zur Zuversicht, geradezu zur Religion geworden? Mit unermüdlicher, bienenemiger Betriebsamkeit wollen wir uns aus Not und gesellschaftlicher Bedrückung heraus- und emporarbeiten. Stunde um Stunde. Bis in die späte Nacht. Und haben etwas sehr Wichtiges beinahe vergessen: Unsere Arbeit ist wichtig. Gewiss. Aber ebenso wichtig ist das Stillesein, das Atemholen und Ruhen, ebenso fruchtbar ist das Warten und Innehalten, das Gespräch mit unserem Nächsten, die Zusprache des Ehegatten, das innige Gehör, das wir dieser Zusprache von Seele zu Seele, von Gemüt zu

Gemüt widmen. Wer den echten Segen der Arbeit erfahren hat, der hat vor allem auch die Fruchtbarkeit der Stille, des Stilleseins und Ruhens erfahren.

Wir brauchen uns keineswegs unter das Schicksal zu beugen, keine Zeit zu haben. Nur müssen wir wieder lernen, die Kraft unserer Technik gewonnene Zeit auch tatsächlich zu *behalten!* Da werden wir zunächst einmal unsere grundsätzliche Wertschätzung der Zeit revidieren müssen. Unsere Zeit ist nämlich keine beiläufige Nebensache. Und wenn wir sagen «Zeit ist Geld», dann denken wir immer noch zu gering von ihr. Denn verlorenes Geld kann wiedergewonnen, wieder verdient und wiederbeschafft werden. Verlorene Zeit aber ist und bleibt unwiderruflich verloren! Da merken wir schon: Zeit ist etwas sehr Kostbares. Zeit, unsere Zeit, ist unser kostbarstes Kleinod. Wer aber seine Zeit als Kostbarstes erkannt hat, dem dürfte es wohl schwerlich einfallen, dieses Kostbarste allerlei Zweitrangigem unterzuordnen.

Wenn wir unsere gewonnene Zeit tatsächlich behalten wollen, dann müssen wir auch den Mut haben, wenn die Stunde des Feierabends anbricht, mit unserem Alltagsbetrieb Schluss zu machen. Dann müssen wir auch den Mut haben, dem Vergnügungstrieb, der uns unablässig die knappen Abende stehlen will, einen Korb zu geben und den wirklich erlesenen Film, die gediegene Radiosendung, das wirklich lesenswerte Buch zu unserer ganz persönlichen Feier, zu einem Höhepunkt, nicht aber zur abflachenden, regelmässigen Gewohnheit zu machen.

Sorgen wir dafür, dass wir wieder Zeit haben! Dass wir ganz regelmässig, heute schon und dann morgen und übermorgen, unsere Stunde, unsere Stunden haben, die uns gehören und unserer Familie, unserer Ehefrau und dem Ehegatten und — das wollen wir uns besonders ans Herz legen — unseren Kindern. Abseits vom vielfältigen Anschlag der Betriebsamkeit und zermürbenden Ruhelosigkeit, ob in unserer Kammer oder draussen in Gottes freier Natur, wollen wir uns wieder die Stunden sichern, aus deren fruchtbarer Stille wir wie ein Baum aus dem tief ins Erdreich versenkten Wurzelwerk die Säfte und Kräfte für unser Leben ziehen. Wir können nicht vor uns selber fliehen. Machen wir Halt, dass unser bislang verquältes und zergrübeltes Tagesende zum *Feierabend* werde! (NPA)

Um das Jahr 1880 hatte die reiche Engländerin Frau Simmons mit ihrer Tochter Mary-Ann einen Ausflug in die entlegenen Berge Nordgriechenlands unternommen. Ihr Begleiter war ein junger deutscher Naturforscher namens Schulz, der für seinen Botanischen Garten seltene Pflanzen sammelte. Die kleine Reisegesellschaft wurde plötzlich von Räubern überfallen und ausgeplündert, dann in stundenlangem Marsch zum Lager ihres Hauptmanns getrieben. Es handelte sich um den berüchtigten Hadgi Stavros, genannt «König der Berge». Sofort nach ihrer Ankunft wurden die Gefangenen vor den Räuberking geführt. Hadgi Stavros war ein schöner Mann von vollendeten Umgangsformen. Er erhob sich würdevoll und begrüßte seine «Gäste!» Doktor Schulz bot sich als Dolmetscher an, doch der «König» lehnte kühl ab und rief nach einem der Banditen, der Englisch konnte.

«Gnädige Frau», sprach der Hauptmann nun die Engländerin an, «Sie scheinen sehr erzürnt zu sein. Sollten Sie sich über die Männer zu beklagen haben, die Sie hierher führten?»

«Es ist unerhört!», antwortete sie. «Ihre Banditen haben uns gefangengenommen, ausgeplündert und bei glühender Hitze über Stock und Stein gehetzt.»

«Oh! Nehmen Sie meine aufrichtigste Bitte um Verzeihung entgegen. Ich bin leider gezwungen, Leute ohne gute Erziehung zu verwenden. Glauben Sie mir, gnädige Frau, nicht auf meinen Befehl hin haben sie derart gehandelt. — Sie sind Engländerin? Ich kenne und schätze die Engländer. Ich weiss dass Angehörige Ihrer Nation auf Reisen nur das Notwendigste mitnehmen, und ich werde es Sophokles nicht verzeihen, dass er Ihnen alles weggenommen hat, besonders, da Sie gewiss eine Dame von Stand sind.»

«Ich gehöre zur besten Londoner Gesellschaft.»

«Oh! Haben Sie die Güte Ihr Geld zurückzunehmen. Und diese Gegenstände, gehören sie nicht Ihrem Herrn Sohn?»

«Dieser Herr ist nicht mein Sohn: er ist Deutscher. Wie könnte ich als Engländerin wohl einen deutschen Sohn haben?»

«Das ist wahr. — Wie hoch sind Ihre Einkünfte? Zweitausend Pfund.» «Mehr.»

«Einen Teppich für die Damen! — Vielleicht haben Sie dreitausend Pfund jährlich?»

«Wir haben weit mehr.»

«Sophokles ist ein Lummel, den ich bestrafen werde. — Agamemnon, Sorge dafür, dass die Damen ein gutes Mittagessen bekommen! — Sollten Sie womöglich Millionärin sein, gnädige Frau?»

Der König der Berge

Eine Räubergeschichte

von Edmond About